

3,90 €

# "Aber zuerst bin ich Weltbürger und dann erst Jude"

**Robert Jungks Judentum**

**Erstellt von Helga Embacher**

In der Reihe S:Z:D Arbeitspapiere  
der Robert-Jungk-Stiftung

Die S:Z:D Arbeitspapiere werden von der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen JBZ (Leiter: Dr. Walter Spielmann) in Partnerschaft mit den Salzburger:Zukunfts:Dialogen herausgegeben. Ansprechpartner für das Projekt ist Mag. Stefan Wally MAS. Die Inhalte der Arbeitspapiere geben nicht notwendigerweise die Meinung der Robert-Jungk-Bibliothek oder der Salzburger:Zukunfts:Dialoge wieder, sie sollen Diskussionen anregen.

Salzburg: JBZ-Verlag, 2013. ISBN 978-3-902876-16-4

Bisher erschienen:

- Nr. 1/David Röhler/Government 2.0
- Nr. 2/Minas Dimitriou/Sport zwischen Inklusion und Exklusion
- Nr. 3/Nimet Ünal/Migration und schulischer Erfolg
- Nr. 4/Georg Gruber/Zukunftsvorstellungen junger AsylwerberInnen
- Nr. 5/Achim Eberspächer/Jungk: Zukunftsforscher u. Führungsszeichen
- Nr. 6/Silvia Augeneder/Kommerzialisierung menschlicher Körperteile
- Nr. 7/Bärbel Maureder/Der Salzburger IT Arbeitsmarkt
- Nr. 8/Barbara Eder/Freiwilligentätigkeit in Österreich
- Nr. 9/Silvia Augeneder et al/Diese Entwicklungen werden Salzburg bis 2030 prägen
- Nr. 10/Reinhard Hofbauer/Lebensqualität als alternative Zielformel
- Nr. 11/Sandra Filzmoser/Wohlbefinden und Engagement
- Nr. 12/Edgar Göll/Governance-Modelle der Zukunft
- Nr. 13/Martin Reindl/ Die Patientenverfügung
- Nr. 14/Iwan Pasuchin/Mediengestaltung als demokratische Erfahrung
- Nr. 15/ Katharina Gammer/Robert Jungk, die frühen Jahre
- Nr. 16/ Andreas Pfützner /Robert Jungks Leben in Salzburg
- Nr. 17/ Luisa Picher / Robert Jungk und die Anti-Atomkraft-Bewegung
- Nr. 18/ Christian Schwendinger / Zukunftswerkstätten
- Nr. 19/ Michael Vereno u. Blake Giragos / Rezeption Robert Jungks in den USA
- Nr. 20/ Ernestine Depner-Berger u. Stefan Wally / Abschied von politischer Teilhabe
- Nr. 21/ Erich Mild / Energiepolitische Ziele Salzburgs

[www.arbeitspapiere.org](http://www.arbeitspapiere.org)

[www.jungk-bibliothek.at](http://www.jungk-bibliothek.at)

[www.salzburg.gv.at/szd](http://www.salzburg.gv.at/szd)

[www.robertjungk100.org](http://www.robertjungk100.org)

## Inhaltsverzeichnis

Erlebtes Judentum	5
Flucht und Vertreibung	14
Israel	23
Resümee	30

Bei der Beerdigung von Robert Jungk haben die meisten Trauergäste diesen Ort zum ersten Mal betreten. Viele Männer mussten von Marko Feingold, dem Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde, am Friedhofseingang darüber aufgeklärt werden, dass sie ihren Kopf zu bedecken hätten. Als Notlösung trugen sie ein skurriles Sortiment von Schi- und Baseballmützen, manche auch nur ein Taschentuch. Was sie zu sehen bekamen, war eine streng orthodoxe Beerdigung durchgeführt von Rabbiner David Nussbaum, den die ultraorthodoxen Lubawitscher<sup>1</sup> aus den USA in die sehr kleine jüdische Gemeinde nach Salzburg geschickt hatten. Der Rabbiner schnitt mit einem Messer das Jackett von Peter Stephan Jungk, dem einzigen Kind des Verstorbenen, am Revers mit einem Messer ein. Dieser zerriss das Kleidungsstück bis es ihm in Fetzen vom Leib hing. Beim Kaddisch wurde er wiederholt vom Rabbiner unterbrochen, der darauf pochte, dass jedes einzelne hebräische Wort auch richtig ausgesprochen wurde.

Robert Jungk war ein säkularer Jude und sein Judentum hatte nur sehr wenig gemeinsam mit dem Judentum der Lubawitscher, die als Reaktion auf die Ausrottung des osteuropäischen Judentums eine jüdische Tradition in Brooklyn „erfunden“ haben, die in dieser Form vor dem Holocaust nicht gelebt wurde. Was jüdische Identität ausmacht, ist jedoch nur schwer zu beschreiben, vor allem wenn Menschen wie Robert Jungk nicht mehr nach religiösen Gesetzen leben und – zumindest nach außen hin – wenig Identifikation mit Israel aufweisen. Jüdische Identität ist nichts Stabiles, sondern ein Konstrukt, das sich aus vielen unterschiedlichen Bausteinen zusammensetzt. Vielen Einflüssen ausgesetzt, befindet sie sich in einem ständigen Wandel.<sup>2</sup> Es ist interessant zu verfolgen, wie Robert Jungk sein Judentum definierte und inwiefern sich dieses im Laufe seines Lebens veränderte. Welche Rolle schrieb er seiner jüdischen Herkunft und Identität für sein Wirken als Zukunftsforscher, Wissenschaftspublizist, Rebell und Ermutiger für den Frieden oder als Galionsfigur der Anti-Atombewegung zu? Wesentliche Eck-

<sup>1</sup> Als Gründer dieser streng orthodoxen chassidischen Gruppe gilt der mittlerweile verstorbene Rabbi Menachem Schneerson, den viele seiner Anhänger als Messias betrachten. Er selbst sprach bereits in seiner ersten veröffentlichten Tora-Interpretation davon, dass es Aufgabe seiner Generation sei, die Ankunft des Messias zu erwirken. Vgl. Sue Fishkoff, *The Rebbe's Army, Inside the World of Chabad-Lubawitch*, New York 2003.

<sup>2</sup> Vgl. dazu exemplarisch Michael A. Meyer, *Jüdische Identität in der Moderne*, Frankfurt/Main 1992.

punkte bilden seine deutsch-jüdische Sozialisation vor 1933, Vertreibung, Exilierung und Holocaust sowie die Beziehung zu Israel. Als Quellen dienten bereits publizierte Interviews mit Robert Jungk, eigene Ausführungen zu seinem Judentum sowie seine 1993 veröffentlichte Autobiographie.<sup>3</sup>

## **Erlebtes Judentum: „Wir „Kameraden“ (...) fühlten uns der deutschen Kultur und Natur ebenso tief wie dem Judentum verbunden“<sup>4</sup>**

Auf seine Jugendjahre zurückblickend hielt Robert Jungk als beinahe 80-Jähriger in seinen Memoiren fest:

*„Jetzt, so viele Jahre später begriff ich, dass die bündische Jugendbewegung, die in meinem Geburtsjahr 1913 auf dem Hohen Meißner ihren ersten historischen Höhepunkt erlebt hatte, entscheidend für meinen ganzen weiteren Weg war. Die Erinnerungen an die kleine, durch persönliche Freundschaft und einen eigenen beispielhaften Lebensstil verbundenen Gruppe und die Liebe zur schon damals vom industriellen Aufschwung bedrohten Natur wurden zu Leitsternen meiner Existenz.“<sup>5</sup>*

Die deutsche Jugendbewegung, ein Bündel von höchst unterschiedlichen Gruppierungen, entstand als Antwort auf eine rasante Industrialisierung sowie auf die sozialen und geistigen Krisen der Jahrhundertwende und des Ersten Weltkrieges. Den Beginn stellte der noch am Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin Steglitz gegründete *Wandervogel* dar. Angeregt durch Ideale der Romantik – und damit einer romantisch verklärten Rückbesinnung auf eine als ursprünglich empfundene Volkskultur – brachen Jugendliche auf, um sich von den engen bürgerlichen Vorgaben zu lösen und in der freien Natur eine selbstbestimmte Lebensart zu entwickeln. Gemeinschaftsstiftende Ausdrucksformen waren die strikte Abstinenz von

<sup>3</sup> Robert Jungk, *Trotzdem. Mein Leben für die Zukunft*, Wien 1993.

<sup>4</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 47.

<sup>5</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 48

Alkohol und Nikotin, eine eigene Kleidung und die Suche nach spirituellen Erfahrungen. Mit der Erwähnung des „Hohen Meißner“ als ersten Höhepunkt der Jugendbewegung bezog sich Robert Jungk auf den ersten Freideutschen Jugendtag, der am 13. Oktober 1913 dort unter freiem Himmel abgehalten wurde. Das Treffen mit 2.000 bis 3.000 Teilnehmer/innen war als Gegenveranstaltung zum offiziellen Jubiläumsfest der Völkerschlacht bei Leipzig gedacht. Mit dem Ersten Weltkrieg nahm die Jugendbewegung bündische Züge an, d. h. der Bund galt als Lebensmittelpunkt der Mitglieder, die auch ihr späteres Leben nach dessen Regeln ausrichten sollten.<sup>6</sup>

Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden die ersten jüdischen Jugendbünde, die die Lebensform des *Wandervogels* übernommen haben und in ihrem Denkmuster und Agieren ebenso deutsch waren. Die einzelnen Gruppen gingen mit ihren jugendlichen Führern „Auf Fahrt“, trafen sich zu Heimabenden, getragen von der Hoffnung auf ein „neues Leben“ und eine „neue Gesellschaft“ frei von Doppelmoral. Suchten christlich-konfessionelle Jugendbünde als Reaktion auf die entleerten kirchlichen Rituale nach einer eigenen Spiritualität, so sehnten sich jüdische Jugendliche wie Robert Jungk als Reaktion auf ihr assimiliert-bürgerliches Elternhaus nach einer neuen jüdischen Identität, die das Deutschsein nicht ausschließen sollte. Die Umgebung stellte allerdings ihr deutsch-jüdisches Selbstverständnis zunehmend in Frage. Bereits 1913 löste der „Zittauer Fall“ – einem jüdischen Mädchen wurde die Aufnahme in eine Wandervogelgruppe verwehrt – eine Debatte über Antisemitismus aus.<sup>7</sup> Einzelne Gruppen distanzieren sich allerdings vom Antisemitismus und deutsche Juden und Jüdinnen gehörten weiterhin jüdischen als auch nicht-jüdischen Jugendbünden an.

Robert Jungk schloss sich 1922 den *Kameraden* an, der bedeutendsten, nicht-zionistisch ausgerichteten Gruppe innerhalb der jüdischen Jugendbünde. Die

<sup>6</sup> Jürgen Reulecke, Zur Geschichte der deutschen Jugendbewegung seit 1900. Einige einführende Bemerkungen, in: Yotam Hotam (Hg.), *Deutsch-jüdische Jugendliche im „Zeitalter der Jugend“*, Göttingen 2009, S. 102-103; Winfried Mogge, *Wandervogel, Freideutsche Jugend und Bünde. Zum Jugendbild der bürgerlichen Jugendbewegung*, Frankfurt/Main 1985, S. 175-178.

<sup>7</sup> Daniela Neuser, *Identitätssuche und Erinnerungssikonographie. Deutsch-jüdische Jugendbewegung 1912-1933*, in: Hotam (Hg.), *Deutsch-jüdische Jugendliche*, S. 109.

Gruppe wies eine große Bandbreite an unterschiedlichen Richtungen auf, die von national-deutsch bis linksradikal reichte. Vor allem aber strebten die *Kameraden* in ihrem ersten Jahrzehnt eine deutsch-jüdische Symbiose an.<sup>8</sup> Robert Jungk fasste diese Haltung mit folgenden Worten zusammen.

*„Wir „Kameraden“ (...) fühlten uns der deutschen Kultur und Natur ebenso tief wie dem Judentum verbunden. Rilke, George, Hesse und die Poeten des deutschen Expressionismus habe ich dort und nicht im Deutschunterricht des Gymnasiums kennengelernt, wo man niemals bis zu solchen „neumodischen Literaten“ vordrang, sondern auf den Heimabenden und den Dichterlesungen der deutsch-jüdischen Jugendbewegung.“<sup>9</sup>*

Im Sinne von Ludwig Tietz, dem geistigen Vaters der jüdischen Jugendbewegung, betrachtete Robert Jungk die „Befruchtung und Vermischung zweier Völker, die einander oft so feindlich gegenübergestanden waren“, als großen Fortschritt, als Schritt hinaus aus der nationalen Enge hin zu einer „Vereinigung des Getrennten“ zu einer „vollkommenen Synthese“.<sup>10</sup> Wie die meisten Mitglieder der Jugendbewegung ist auch er zufällig dazu gestoßen und fühlte sich sofort zugehörig, die *Kameraden* waren ihm „etwas fast Heiliges“.<sup>11</sup> Bei seinem Eintritt – zu diesem Zeitpunkt war er gerade einmal neun Jahre alt – hat er sich wahrscheinlich noch weniger von theoretischen Diskussionen als von den sonntäglichen Wanderungen mit Gleichaltrigen, der Lagerfeuerromantik sowie vom gemeinsamen Singen angezogen gefühlt. Jeden Sonntag – Treffpunkt acht Uhr vor der großen Uhr am Bahnhof Zoo – ging er mit dem „13. Fähnlein“ im bunten Wanderhemd, in Kniehosen, groben Schuhen und mit vollbepackten Rucksack „auf Fahrt“. Am Abend wurde am Lagerfeuer gesungen. Besonders beliebt waren die Landsknechtlieder des

<sup>8</sup> Bernhard Trefz, *Jugendbewegung und Juden in Deutschland. Eine historische Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung des deutsch-jüdischen Wanderbundes „Kameraden“*, Frankfurt/Main et al. 1999; Irmgard Klönne, *Jugendbewegung und Realitätserfahrung. Von der deutsch-jüdischen Jugendbewegung zur Kibbuzgesellschaft*, in Hotam (Hg.), *Deutsch-jüdische Jugendliche*, S. 126.

<sup>9</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 47.

<sup>10</sup> Robert Jungk, in: Jürgen Schultz (Hg.), *Mein Judentum*, Stuttgart 1986, S. 230-231 (fortan zitiert als Jungk in Schultz).

<sup>11</sup> Jungk in Schultz, S. 230-231; Jungk, *Trotzdem*, S. 47f.

„Zupfgeigenhansl“<sup>12</sup>, die die *Kameraden vom Wandervogel* übernommen hatten und die später auch von den Nationalsozialisten gesungen wurden. Robert Jungk erinnerte sich auch, dass gelegentlich wer ein schwermütiges ostjüdisches Lieder angestimmt hatte und die Hora getanzt wurde, ein Reigentanz, wie ihn die zionistischen Pioniere in Palästina praktizierten.<sup>13</sup> Nachhaltig in Erinnerung geblieben ist ihm ein Heimabend, der in einer gutbürgerlichen Wohnung im „Bayrischen Viertel“ abgehalten wurde. Die Kameraden saßen händehaltend am Perserteppich im Kreis.

Auch der Historiker Walter Laqueur, selbst Mitglied der Jugendbewegung und Autor einer Kollektivbiographie über die deutsch-jüdische Jugend bis 1933, betonte das starke Zusammengehörigkeitsgefühl, welches Mitglieder jüdischer Jugendbünde noch viele Jahre später verspürten und zum Ausdruck brachten, wenn sie sich begegneten, „vergleichbar mit dem englischen „old school tie“ oder der Mitgliedschaft in einer Freimaurerloge, nur dauerhafter und intensiver.“<sup>15</sup>

Die jüdische Jugendbewegung war aber auch Ausdruck einer jüdischen Identitätskrise. Der wirtschaftliche und soziale Aufstieg des jüdischen Bürgertums, der in der Weimarer Republik – von den Nationalsozialisten als „Judenparadies“ hingestellt – seinen Höhepunkt erreichte, ging einher mit einer Akkulturation, die häufig in eine Assimilation mündete. Deutsche Juden und Jüdinnen zählten zu den Pionieren des Fortschritts und der Modernisierung, sie waren führend in den Geisteswissenschaften und bildeten die Avantgarde der Weimarer Republik.<sup>16</sup> Sie drückten vor allem Berlin, wo ein Drittel der rund 550.000 Juden und Jüdinnen lebte und in der auch Robert Jungk aufwuchs, ihren Stempel auf.<sup>17</sup> Die Anpassung

<sup>12</sup> Der Zupfgeigenhansl ist der Name eines Liederbuchs, das von Hans Breuer zusammengestellt wurde. Der Name bezieht sich auf die „Zupfgeige“, eine scherzhafte oder mundartliche Bezeichnung für die Gitarre oder die unter den Wandervögeln beliebte Gitarrenlaute.

<sup>13</sup> Jungk in Schultz, S. 230f.

<sup>14</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 48.

<sup>15</sup> Walter Laqueur, *Geboren in Deutschland. Der Exodus der jüdischen Jugend nach 1933*, Berlin-München 2000, S. 23; Ders., *Wanderer wider Willen. Erinnerungen 1921-1951*, Berlin 1995.

<sup>16</sup> Vgl. exemplarisch Shulamit Volkov, *Die Juden in Deutschland 1780-1918*, München 2000; Amos Elon, *Zu einer anderen Zeit. Porträts der jüdisch-deutschen Epoche, 1743-1933*, München 2003.

<sup>17</sup> Peter Gay, *Freud, Juden und andere Deutsche*, München 1989, S.192-195.



an die Moderne hatte aber eine Verwässerung des Judentums zur Folge. Jüdische Traditionen und Riten wurden an die christliche Mehrheitsgesellschaft angepasst und gingen teilweise ganz verloren. Die Säkularisierung des jüdischen Bürgertums und die damit zunehmende Distanz zur Religion war jedoch kein „typisch“ jüdischer Wesenszug, sondern entsprach einem allgemeinen gesellschaftlichen Trend.

Deutsche Juden und Jüdinnen zeigten sich auch besonders patriotisch, die jüdische Identität wurde vielfach der nationalen vorangestellt und auf Seiten der jüdischen Bevölkerung entstand der Glaube einer gelungenen Emanzipation. Der Wunsch nach Zugehörigkeit zur deutschen Nation war ein wesentlicher Grund, warum viele deutsche Juden und Jüdinnen den „Ostjuden“, den häufig noch traditionell lebenden jüdischen Flüchtlingen aus Osteuropa, die seit dem Ersten Weltkrieg vorwiegend im armen Berliner Scheunenviertel lebten, sehr ablehnend und teilweise sogar feindlich begegneten.<sup>18</sup> Sie befürchteten, dass der gegen „Ostjuden“ gerichtete Antisemitismus auch die so mühsam erarbeitete deutsch-jüdische Symbiose gefährden würde. In den „goldenen 1920er-Jahren“, in jenem kurzen Zeitraum, in dem die erste deutsche Republik endlich zu gedeihen schien und die Inflation überstanden war, betrachteten viele deutsche Juden und Jüdinnen Antisemitismus als ein überholtes Relikt aus der dunklen Vergangenheit. Auch Robert Jungk meinte zurückblickend, dass seine Generation Antisemitismus als „ein Gespenst der Vergangenheit“ gehalten habe, das „Eltern und Großeltern gelegentlich beschworen hatten, aber für die Jungen keine Realität mehr gewesen sei.“<sup>19</sup> Es ist interessant, dass er in seiner Autobiographie zwar allgemein den Ende der 1920er-Jahre anwachsenden Antisemitismus beklagt, jedoch keinen einzigen gegen ihn persönlich gerichteten antisemitischen Vorfall erwähnt.

Die Familie Jungk repräsentierte eine geglückte deutsch-jüdische Symbiose. Die Synagoge wurde höchstens an den hohen Feiertagen besucht, Robert Jungk war nicht beschnitten – was ihn, wie sein Sohn ausführte, belastet habe –

---

<sup>18</sup> Gay, Freud, Juden und andere Deutsche, S. 203; Reinhard Bendix, Von Berlin nach Berkeley, Frankfurt/Main 1990, S. 298.

<sup>19</sup> Jungk in Schultz, S. 230 und S. 237.

und er hatte keine Bar Mitzwa.<sup>20</sup> Die Anziehung, die die *Kameraden* auf Bürgersöhne wie ihn ausübten, erklärte er damit, dass diese sich in einer zunehmend antisemitischen Welt auch positive jüdische Werte und Haltungen aneignen wollten, die „wir jungen deutschen Juden unter dem Einfluss unserer Eltern so voreilig vergessen hatten.“<sup>21</sup> Gleichzeitig erlaubte die Jugendbewegung eine Abgrenzung vom bürgerlichen Elternhaus. Robert Jungks liberale Künstlerfamilie zeigte sich allerdings sehr tolerant gegenüber seiner bündischen Lebensform und bot kaum Reibflächen. Allerdings verspürte er gegenüber seinen Eltern Schuldgefühle, da er kaum mehr zu Hause war. Peter Stephan Jungk erinnerte sich, dass er bis ins hohe Alter hinein ein schlechtes Gewissen gehabt hatte, diesen Bund wichtiger genommen zu haben als die Wochenenden mit seinen Eltern.“<sup>22</sup>

In diesem Spannungsfeld von Antisemitismus und Assimilation übte der führende jüdische Denker Martin Buber, eine wichtige Führerfigur der deutsch-jüdischen Jugendbewegung, auf Robert Jungk eine besondere Faszination aus. Buber strebte die Realisierung eines modernen, sowohl intellektuell als auch spirituell verstandenen Judentums mit stark humanistischen Zügen an,<sup>23</sup> indem er der Assimilation eine Absage erteilte, Juden aber als Teil der deutschen Kultur betrachtete; zwar anders, aber nicht wesensfremd. Die deutsch-jüdische Symbiose wurde somit als Judentum verstanden, das sich nicht verleugnet und trotzdem dem Deutschtum zugetan ist.<sup>24</sup> Robert Jungk hatte Bubers Bild neben Sportlern, Politikern und Schauspielern über seinem Bett hängen. Wie er schrieb, öffneten ihm vor allem dessen chassidischen Geschichten von Wunderrabbis<sup>25</sup> den „Blick auf ein völlig fremdes Judentum“, das wenig mit dem „bisher bekannten, dem ungeduldig ertragenen Religionsunterricht und den als fremd empfundenen Gottesdiensten an

<sup>20</sup> Interview mit Peter Stephan Jungk, in: [Robert Jungk. Der Wissensvermittler](#). Drei Texte von Robert Jungk und ein Interview mit seinem Sohn Peter Stephan Jungk (Paris 24. April 2007). Reihe Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung 13, Historische Reihe 4. Hg. vom Forschungsprojekt „Das populäre deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert“, Berlin und Hildesheim 2007.

<sup>21</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 52; Jungk in Schultz, S. 232.

<sup>22</sup> Peter Stephan Jungk, in: *Robert Jungk. Der Wissensvermittler*.

<sup>23</sup> Neuser, *Identitätssuche und Erinnerungssikonographie*, S. 109.

<sup>24</sup> Martin Buber, *Zion als Ziel und Aufgabe. Gedanken aus drei Jahrzehnten*, Berlin 1936, S. 25.

<sup>25</sup> Gemeint ist Martin Buber, *Die Geschichten des Rabbi Nachman*, Frankfurt/Main 1906.

den hohen jüdischen Feiertagen“ zu tun hatte.<sup>26</sup> Buber hatte ihn zu einem Judentum zurückgeführt, das er wie „die Generation der Eltern und Großeltern bis dahin eher als Belastung empfunden hatte, nun jedoch als Chance schätzen lernte, als unverdiente Bevorzugung“, hielt er an einer anderen Stelle fest.<sup>27</sup> Buber verkörperte für ihn auch eine ihm bisher unbekannte Art des jüdischen Denkens, nicht der Rationalität und Vernunft verpflichtet, sondern der oft unvernünftigen Vision und Hoffnung auf eine bessere Welt. Und diese Hoffnung auf Erlösung hatte ihn, wie er betonte, stärker als jeder andere Einfluss bestimmt.<sup>28</sup> Dabei bezog er sich offensichtlich auf Bubers „Prinzip der Zukunft“, das auf einer messianischen Hoffnung beruhte, die die Neuschaffung der Realität forderte.<sup>29</sup> Robert Jungk interpretierte diesen Messianismus nicht nur als die Erlösung der Juden, sondern der gesamten Menschheit, die einmal ins gelobte Land gelangen und nach Jerusalem zurückkehren würde.<sup>30</sup> Buber selbst war er nur einmal persönlich auf einem Heimabend der *Kameraden* begegnet. Wie vielen anderen Mitgliedern der Jugendbewegung<sup>31</sup> ist ihm dieses Zusammentreffen nachhaltig in Erinnerung geblieben:

*„Was Buber uns sagte, weiß ich heute nicht mehr, aber wir spürten in seinen Sätzen etwas von der begeisterten Freude der ostjüdischen Mystiker. Sie waren erfüllt von einem göttlichen Urlicht, von der Hoffnung auf eine vollkommene Welt im Diesseits, deren Tore der Messias in nicht allzu ferner Zukunft öffnen werde. Hier auf dieser Erde, nicht erst im Jenseits, hier bei den Lebenden und nicht erst im Reich der Toten werde das geschehen, so lautete die Botschaft unseres Gastes, und ich habe sie nie vergessen.“<sup>32</sup>*

Die Radikalisierung der deutschen Gesellschaft zu Beginn der 1930er-Jahre blieb

<sup>26</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 62.

<sup>27</sup> Jungk in Schultz, S. 230.

<sup>28</sup> Jungk in Schultz, S. 231.

<sup>29</sup> Martin Buber, *Reden über das Judentum*, Gesamtausgabe, Frankfurt/Main 1923, S. 1-99.

<sup>30</sup> Jungk in Schultz, S. 237.

<sup>31</sup> Vgl. Zohar Maor, *Das Bild der Jugend: Der Prager Kreis zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, in: Hotam (Hg.), *Deutsch-jüdische Jugendliche*, S. 199.

<sup>32</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 62.

nicht ohne Einfluss auf die jüdische Jugendbewegung. Am Ende der Weimarer Republik kam es immer häufiger zu tätlichen Angriffen auf Juden. 1930 wurden in Berlin acht Juden erschlagen, acht Monate später achtundsiebzig verletzt. Am 2. Mai 1931 besetzten Studenten die Eingänge der Berliner Universität und überfielen jüdische aussehende Studierende. Der Rektor sah zu und unterließ es, die Polizei anzufordern.<sup>33</sup> Auch Robert Jungk erinnerte sich, dass Juden auf offener Straße und vor Synagogen angegriffen wurden. Im *Kameraden* mehrten sich die Zweifel an der deutsch-jüdischen Symbiose, dem bisherigen Kernelement des Bundes.<sup>34</sup> Bereits 1927 war es mit dem Ausschluss des „Schwarzen Haufens“,<sup>35</sup> der anarchistisch-sozialistische Positionen vertrat, zu einer ersten Abspaltung gekommen. 1932 brachen die *Kameraden* endgültig auseinander: Der sozialistische Flügel bildete mit 100 bis 200 Mitgliedern die *Freie Deutsch-Jüdische Jugend*, die etwa 400 Mitglieder des patriotisch-deutschen Flügels schlossen sich im männerbündischen *Schwarzen Fähnlein* zusammen und der Rest, rund 1.000 Mitglieder, bildete unter Menachem (Hermann) Gerson, einem Schüler von Martin Buber, die *Werkleute* und bereitete sich auf die Gründung eines eigenen Kibbuz in Palästina vor.<sup>36</sup>

Robert Jungk blieb die Spaltung seiner Jugendgruppe, dem „13. Fähnlein“, in nachhaltiger Erinnerung. Auch hier betrachtete ein Teil seiner Gruppe die deutsch-jüdische Symbiose, den bisherigen Grundsatz des *Kameraden*, als aussichtslos und schloss sich der Gruppe um Hermann Gerson an; einige von ihnen wanderten mit den *Werkleuten* nach Palästina aus und gründeten 1936 den Kibbuz Hazorea (= Der Sämann). Er selbst hielt weiterhin an der deutsch-jüdischen Symbiose fest und betrachtete den Zionismus als „Fehl- und Rückschritt“. Nach wie vor glaubte er an den von Buber eingeforderten Dialog der Kulturen, den er dahingehend interpretierte, dass Juden durch ihre Zerstreung über die Erde bestimmt seien, völkische Enge zu überwinden. Mit einigen anderen *Kameraden*

<sup>33</sup> Zum Antisemitismus vgl. Reinhard Rürup, *Emanzipation und Antisemitismus*, Göttingen 1975.

<sup>34</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 69f.

<sup>35</sup> Knut Bergbauer und Stefanie Schüler-Springorum: „Wir sind jung, die Welt ist offen“. Eine jüdische Jugendgruppe im 20. Jahrhundert. Ausstellungskatalog, Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin 2002.

<sup>36</sup> Klönne, *Jugendbewegung und Realitätserfahrung*, S. 125-134; Laqueur, *Geboren in Deutschland*, S. 20ff.

näherte er sich auch sozialistischen Positionen an und konnte sich eine Lösung „der zunehmenden wirtschaftlichen Verelendung, die dem Judenhass Auftrieb gab“ nur durch eine sozialistische Neuordnung vorstellen.<sup>37</sup> Dem Kommunismus marxistisch-leninistischer Prägung stand er aber äußerst ablehnend gegenüber. Allein sein nach wie vor entschiedenes Eintreten für den Pazifismus hätte sich mit einem orthodox-linken Antifaschismus nicht vereinbaren lassen. Dafür schloss er sich dem *Sozialistischen Schülerbund* an, der der *Kommunistischen Partei- Opposition*, einer Abspaltung der KPD, nahestand.<sup>38</sup> Dennoch leistete er Hilfsdienste für die *Internationalen Arbeiterhilfe*, die der KPD als Massenorganisation diente, um in Not geratene Arbeiterfamilien zu unterstützen. Aufgewachsen im wohlhabenden Berliner Westen war er in Hinterhöfen unterwegs, um von „den Armen solidarische Hilfe für die noch Ärmeren zu erbitten.“<sup>39</sup> Durch diese Tätigkeit kam er mit ostjüdischen „Genossen“ und „deutschen Arbeitern“ in Kontakt, die ihm aber fremd waren. In seiner antibürgerlichen Haltung idealisierte er sie dennoch als „Träger der Zukunft“.<sup>40</sup>

Aus seiner Skepsis gegenüber den traditionellen Arbeiterparteien erklärt sich seine Faszination für den *Gegner-Kreis* um Harro Schulze-Boysen, der den „alten Mächten, Kirche und Feudalismus, Bürgerstaat, Proletariat und Jugendbewegung“ Versagen vorwarf und sich von allen politischen Parteien distanzierte: einzig das Leben galt ihm als heilig.<sup>41</sup> Rückblickend sah Robert Jungk darin eine Vorläuferorganisation der Außerparlamentarischen Opposition (APO). Doch „weder zu Hause noch bei meinen bündischen Kameraden“ verstand man sein Interesse für diesen „seltsamen Haufen“.<sup>42</sup>

Mit der nationalsozialistischen Machübernahme war dann auch für Robert Jungk die deutsch-jüdische Symbiose endgültig gescheitert war. Im Unterschied zu den

<sup>37</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 70

<sup>38</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 71.

<sup>39</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 51.

<sup>40</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 51-53.

<sup>41</sup> Alexander Bahar, *Sozialrevolutionärer Nationalismus zwischen konservativer Revolution und Sozialismus – Harro Schulze-Boysen und der GEGNER-Kreis*, Koblenz 1992.

<sup>42</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 82f., 87.

meisten deutschen Juden und Jüdinnen, die erst wesentlich später flüchteten, hat er Deutschland bereits 1933 als politisch Verfolgter und nicht „nur“ als Jude verlassen.

## **Flucht und Vertreibung: „Mein Judentum ist (...) kaum mehr veränderbar bestimmt durch das jüdische Schicksal der Heimatlosigkeit“<sup>43</sup>**

Die Reichstagsverordnung (= [Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat](#)), die unmittelbar nach dem Reichstagsbrand vom 27 auf den 28. Februar 1933 erlassen wurde, setzte die Grundrechte der Weimarer Verfassung praktisch außer Kraft. Eine erste Verfolgung der politischen Gegner/innen der Nationalsozialisten setzte ein. Auch Robert Jungk war gefährdet. Er hatte auf der Humboldt-Universität Titelseiten des Stürmers vom schwarzen Brett gerissen und war kurzfristig verhaftet worden. Als Schiurlauber getarnt, fuhr er kurz vor der Reichstagswahl am 4. März 1933 mit dem D-Zug „inmitten ausgelassener Sportler, die ganz unpolitische Schnaderhüpferl grölten“ nach Seefeld in Tirol. Wie so viele war auch er damals noch der Meinung, dass dieser Spuk schnell vorbeigehen werde und man lediglich eine Zeitlang im Ausland ausharren müsse.<sup>44</sup>

Seine nächste Station war Paris. Die französische Hauptstadt galt bis zum Einmarsch der Deutschen Wehrmacht als eines der bedeutenden Zentrum für politisch Verfolgte sowie für Intellektuelle, Künstler/innen und Schriftsteller/innen aus Nazideutschland, später auch aus Österreich und der Tschechoslowakei. Schnell entstanden Exilorganisationen, die allerdings untereinander verfeindet waren; politische Konflikte aus der Heimat wurden in die Exilländer transferiert. Robert Jungk hielt sich vom politischen Exil fern, schrieb sich an der Sorbonne für Psychologie und Soziologie ein, war Mitarbeiter an Filmprojekten und lieferte bei der *Agence Europeenne de la Press* gelegentlich journalistische Arbeiten ab. Trotz seiner im Vergleich zu vielen anderen Emigrant/innen privilegierten Arbeitssituation bekam er die Härten des Exillebens schnell zu spüren. Es fiel ihm schwer,

<sup>43</sup> Jungk in Schultz, S.232.

<sup>44</sup> Jungk, Trotzdem, S. 89-93.

diese ihm aufgezwungene Lebenssituation zu akzeptieren, er trauerte seinem Leben in Berlin nach.<sup>45</sup> Das Exil wurde zur Krankheit, es machte ihn krank. 1936 kehrte Robert Jungk noch einmal nach Berlin zurück, allerdings nicht als politischer Kämpfer, sondern als Kranker. Er wollte sein chronisches Magenleiden zu Hause auskurieren.<sup>46</sup> Die *Nürnberger Rassegesetze* als radikaler Einschnitt ins Leben der jüdischen Bevölkerung waren damals schon seit einem Jahr erlassen. Bereits am 1. April 1933 hatte mit dem Boykott von Geschäften, Arztpraxen und Anwaltskanzleien eine erste Welle staatlichen Terrors gegen Juden und Jüdinnen eingesetzt, und am 7. April 1933 wurden Beamte „nicht arischer Abstammung“ in den Ruhestand versetzt. Am 10. Mai 1933 folgte die „Bücherverbrennung“. Zum Erstaunen von Robert Jungk dachten die Berliner Juden und Jüdinnen noch immer nicht an eine Ausreise. Die Angst vor einer neuen Sprache und dem Neubeginn in der fremden Umgebung war, wie er vermutete, noch größer als die Angst vor der nationalsozialistischen Verfolgung. Bis Anfang 1938 hatten von den schätzungsweise 560.000 deutschen Juden und Jüdinnen erst 170.000 Deutschland verlassen, die Mehrheit versuchte sich irgendwie zu arrangieren, verharrte in der Position des Abwartens und betrachtete die NS-Herrschaft als ein kurzlebiges Phänomen, das man durchstehen müsse.<sup>47</sup> Robert Jungk kehrte allerdings zu einem Zeitpunkt zurück, als der jüdischen Bevölkerung aufgrund der Olympischen Spiele, die in Berlin und Garmisch-Partenkirchen stattfanden und unter internationaler Beobachtung standen, eine kurze „Schonzeit“ gewährt wurde. Danach setzte die Verfolgung verschärft ein, denn für die SA galt: „Wenn die Olympiade vorbei, schlagen wir die Juden zu Brei!“<sup>48</sup>

In Berlin nahm Robert Jungk wieder Kontakt zum *Gegner-Kreis* auf, leistete Kurierdienste und arbeitete für einen Berliner Artikeldienst. Als dieser aufflog, musste er erneut flüchten. Wieder einmal überschritt er als Schiurlauber getarnt die

<sup>45</sup> Jungk, *Trotzdem*, S.99.

<sup>46</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 135-139.

<sup>47</sup> Zur jüdischen Auswanderung vgl. Michael R. Marrus, *The Unwanted. European Refugees in the Twentieth Century*, Oxford 1985.

<sup>48</sup> Zitiert nach Arnd Krüger, „Wenn die Olympiade vorbei, schlagen wir die Juden zu Brei“. Das Verhältnis der Juden zu den Olympischen Spielen von 1936, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1994, München 1994, 331-348.

„grüne“ Grenze, dieses Mal in Richtung Tschechoslowakei, der ursprünglichen Heimat seines Vaters. Nur einige Tage später folgten ihm die Eltern, erschreckt von der Drohung einer Hausdurchsuchung. Sie ließen ihren gesamten Besitz in der Berliner Wohnung zurück, in der unrealistischen Hoffnung, bald dorthin zurückkehren zu können. Sein Vater konnte in der Tschechoslowakei nicht mehr Fuß fassen, 1937 starb er unerwartet an einer Infektionskrankheit.

Robert Jungk verbrachte fast eineinhalb Jahre in Prag, wo er für den deutschsprachigen, kritischen Pressedienst *heute aktuell* tätig war. Wie in Paris hielt er sich auch in Prag vom politisch stark zersplitterten Exil fern; allein sein Pazifismus – trotz Hitlers Machtübernahme lehnte er grundsätzlich jede kriegerische Gewalt ab<sup>49</sup> – hätte sich mit einem linken Antifaschismus schwer vereinbaren lassen. Dafür begann eine enge Freundschaft mit dem Maler, Filmemacher und Schriftsteller Peter Weiß. Dieser griff in seinem dreibändigen Roman *Die Ästhetik des Widerstands*,<sup>50</sup> der in den 1970er- und 1980er-Jahren erschien, Jungks Erzählungen über den *Gegner-Kreis* auf.<sup>51</sup>

Mit dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Österreich im März 1938 war den meisten Exilant/innen in Prag klar, dass ihnen dieser Ort nicht mehr lange Zuflucht sein werde. Robert Jungk flog am 23. Mai 1938 von Prag nach Zürich. Diese Maschine wurde aufgrund der vielen jüdischen Passagiere in Emigrantenkreisen auch „fliegender Moses“ genannt.<sup>52</sup> Seine tschechischen Verwandten hatten sich jedoch von ihm nicht davon überzeugen lassen, dass die Zeit für eine Ausreise reif war. Robert Jungk verlor fünf ihm nahestehende Menschen im Holocaust.<sup>53</sup> In Zürich wurde er von Hermann Levin Goldschmidt erwartet, einem Berliner Schulfreund, zu dem er in Berlin jahrelang einen „gewissen Abstand“ gehal-

<sup>49</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 148.

<sup>50</sup> Den Stoff des triologischen Romanwerkes bildet der kommunistische Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Faschismus, der zerrissene Verlauf der Arbeiterbewegung seit 1918 sowie Verbrechen des Stalinismus.

<sup>51</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 145f.

<sup>52</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 154.

<sup>53</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 152-154.



ten hatte, da dieser konvertiert war. Jetzt saßen sie im gemeinsamen Boot.<sup>54</sup> Auch im Vergleich zu Frankreich und der Tschechoslowakei stellte er der Schweiz ein äußerst negatives Urteil aus. Das neutrale Land gewährte bis 1939 rund 12.000 NS-Flüchtlingen Zuflucht, hatte sich jedoch nie als Aufnahme-, sondern nur als Durchzugsland verstanden. Die Schweizer Behörden und vor allem die Fremdenpolizei machten den Flüchtlingen nicht nur die Einreise, sondern auch das Exilleben so schwer wie möglich. Bereits 1933 forderte ein Flüchtlingsgesetz, dass sich Ausländer innerhalb einer bestimmten Frist bei den Behörden melden mussten, die über eine Aufenthaltsbewilligung zu entscheiden hatten. Selbst anerkannte Flüchtlinge waren einem Arbeitsverbot sowie dem Verbot jedweder politischen Betätigung unterworfen. Nach dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938 benötigten Inhaber von österreichischen Pässen ein Visum und ab Oktober 1938 kennzeichnete Deutschland auf Drängen der Schweiz jüdische Pässe mit einem „J“. Jüdische Flüchtlinge konnten somit bereits an der Grenze abgeschoben werden. Der Kriegsbeginn brachte eine neuerliche Verschärfung: Für illegale männliche Einwanderer wurde generell die „Ausschaffung“ angeordnet.<sup>55</sup>

Robert Jungk war vor allem vom Arbeitsverbot und vom politischen Betätigungsverbot betroffen. Offiziell nahm er in Zürich sein Studium wieder auf, schrieb aber unter verschiedenen Pseudonymen für Schweizer Zeitungen und Wochenzeitungen. Den größten Bekanntheitsgrad erzielten seine Artikel über Deutschland in der *Weltwoche*; gezeichnet mit F. L. Als „deutscher Jude“ fiel ihm dieses Doppelleben keineswegs leicht und er hatte Angst, dass dieser erzwungene Betrug zu einer Charakterdeformierung führen könnte.<sup>56</sup> 1943 wurde er verhaftet und ausgewiesen, in Ermangelung eines Aufnahmelandes aber „nur“ für drei Monate im Gefängnis in St. Gallen interniert. Erst 1944, als kaum mehr wer an den Sieg Hitlers glaubte, durfte er offiziell in Bern als Korrespondent für die angesehene Londoner Wochenzeitung *Observer* arbeiten. Die Schweizer Behörden konnten damit, wie er lakonisch schrieb, demonstrieren, „dass man auf der richtigen Seite

<sup>54</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 47.

<sup>55</sup> Vgl. Claudia Hoerschelmann, *Exilland Schweiz. Lebensbedingungen und Schicksale österreichischer Flüchtlinge 1938 bis 1945*, Innsbruck 1997.

<sup>56</sup> Jungk in Schultz, S. 234.

stand.“<sup>57</sup>

Nicht zuletzt hatte das Schicksal seiner Mutter zur negativen Sicht auf die Schweiz beigetragen. Elli Branden führte bei Kriegsausbruch den von Prag nach Paris verlegten Pressedienst weiter. Mit dem Vormarsch der Deutschen Wehrmacht flüchtete sie mit Millionen anderer Menschen von Paris in die freie Zone im Süden Frankreichs. Wie die meisten jüdischen Flüchtlinge wurde sie von den französischen Behörden verhaftet und im Camp de Gurs, dem größten französischen Internierungslager am Westrand der Pyrenäen, interniert. Obwohl im unbesetzten Frankreich gelegen, gingen ab Sommer 1942 von hier Transporte direkt in die Vernichtungslager im Osten.<sup>58</sup> Da die Schweiz 1942 ihre Grenzen für jüdische Flüchtlinge vollkommen geschlossen hatte, war für sie eine legale Einreise nicht möglich und Robert Jungk musste einen illegalen Grenzübertritt organisieren. Nach fast drei Jahren Trennung gab es ein Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn. Die Freude war allerdings nur von kurzer Dauer, denn es folgte ein weiterer Leidensweg durch Schweizer Auffang- und Internierungslager.<sup>59</sup> Die Anordnung, Flüchtlinge in Lagern unterzubringen, existierte bereits ab März 1940. Damit sollte u. a. der Schweizer Bevölkerung ihr Anblick erspart werden. Manche waren sogar der Meinung, dass sie das Landschaftsbild stören würden und in einigen Orten wurde ihnen z. B. der Besuch von Cafés verweigert.<sup>60</sup>

Im Jahr 1942 setzte in Osteuropa die systematische Ermordung der europäischen Juden ein. Doch selbst die Alliierten wollten davon noch nichts wissen. In der *New York Times* erschienen beispielsweise Berichte über die Judenverfolgung auf den hintersten Seiten.<sup>61</sup> Dieses Desinteresse stürzte Robert Jungk in eine große persönliche Krise, als ihm ein vom polnisch-jüdischen Untergrund hinausgeschmuggelter Bericht zugespielt wurde. In dieser beunruhigenden Nachricht war die Rede

<sup>57</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 204.

<sup>58</sup> Vgl. Jacques Grandjonc und Theresia Grundtner (Hg.), *Zone der Ungewissheit. Exil und Internierung in Südfrankreich 1933-1944*, Hamburg 1933.

<sup>59</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 176-183.

<sup>60</sup> Werner Mittenzwei, *Exil in der Schweiz*, Leipzig 1981, S. 23.

<sup>61</sup> David S. Wyman, *Das unerwünschte Volk. Amerika und die Vernichtung der europäischen Juden*, Frankfurt/Main 2000, S. 9ff.

von Lagern, wo Juden streng überwacht hart arbeiten mussten. Auch die Ermordung von jüdischen Frauen und Kindern fand Erwähnung, eine Tatsache, die Robert Jungk damals noch nicht glauben wollte. Die in Bern stationierten Berichtersteller von ausländischen Medien ließen sich von ihm von der Notwendigkeit einer Veröffentlichung dieses Berichts jedoch nicht überzeugen. Robert Jungk empfand dieses Scheitern als persönliche Niederlage, die bei ihm große Schuldgefühle auslöste und ihn sogar an Selbstmord denken ließ. Im Nachhinein interpretierte er diese dramatische Erfahrung den Auslöser für die große Antriebskraft, die er fortan im Kampf gegen die Atomgefahr aufbringen sollte.

*„Wenn ich mich in späteren Jahren mit einer Energie und Ausdauer, die viele verblüffte, gegen einen anderen Massenmord, die drohende Atomkatastrophe, einsetzte, so war das eine Art Ersatzhandlung. Ihr Antrieb kam und kommt aus dem untilgbaren Schuldgefühl, damals im Jahr 1942 versagt zu haben.“<sup>62</sup>*

Robert Jungks Exilerinnerungen zeichnen sich insgesamt durch ein starkes Bemühen aus, selbst den schwierigsten Lebensbedingungen etwas Positives abzugewinnen. Wie er schrieb, war es für andere unbegreiflich, dass er sich „mitten im Flüchtlingseiland immer noch eine gute Zukunft ausmalte.“<sup>63</sup> Er bemühte sich, der unfreiwilligen Emigration einen Sinn zu verleihen, indem er diese als gewisse Bereicherung und Lebensschule betrachte, womit sein Leben wesentlich aufregender und fruchtbarer geworden sei.<sup>64</sup> Wie er auch meinte, habe er zwar sein Zuhause verloren, aber die Welt gewonnen. Und: „Wer durch solche Erfahrungen nicht gebrochen wird, der wird durch sie bereichert.“<sup>65</sup>

Auch wenn Robert Jungk Deutschland als politisch Verfolgter verlassen und im Exil gegen den Nationalsozialismus gearbeitet und angeschrieben hatte, nahm seine jüdische Identität mit der nationalsozialistischen Verfolgung eine neue Gestalt an. Die unfassbaren Fakten über den Massenmord drangen nach und nach auf die

<sup>62</sup> Jungk, Trotzdem, S. 174f.

<sup>63</sup> Jungk, Trotzdem, S. 145.

<sup>64</sup> Jungk in Herlinde Koelbl, Jüdische Portraits. Photographien und Interviews, Frankfurt am Main 1989. S. 126.

<sup>65</sup> Jungk, Trotzdem, S. 101; Jungk in Schultz, S. 233.

Überlebenden ein, eine „Qual, der wir nie mehr entgehen würden“, konstatierte Robert Jungk.<sup>66</sup> Die Verfolgungserfahrung und auch die Tatsache, selbst überlebt zu haben, während andere umgekommen sind, stärkte die Identifikation mit allen verfolgten Juden und Jüdinnen. Michael A. Meyer bezeichnete die Erinnerung an Auschwitz als Kitt, der die Juden der Welt zusammenhält. Das eindringliche Wissen um dieses Geschehen wird als ein besonderes Gebot empfunden, das Judentum zu bewahren.<sup>67</sup> Robert Jungk beschrieb sein Judentum nach dem Holocaust als einer Art Großfamilie, die nicht durch Religion, sondern durch die Zugehörigkeit zur Schicksalsgemeinschaft zusammengehalten werde.

*„Es ist so eine Art familiäres Gefühl, das verbindet, und das rührt daher, dass man gemeinsames Leiden durchgemacht hat. Man streitet in der Familie, aber man hat doch das größte Vertrauen zu ihren Mitgliedern. Im Jüdischen würde man sagen, das gemeinsame Band ist die Mischpoche. Man muss keine Angst haben, dass man geringgeschätzt oder verachtet wird. (...) Und es ist gar nicht unbedingt die religiöse Tradition, die verbindet.“<sup>68</sup>*

Diesem Zugehörigkeitsgefühl lag das Gefühl zugrunde, von dieser *Mischpoche* verstanden und nicht erneut verletzt zu werden. Auch seine Frau Ruth Suschitzky, eine ehemalige Wienerin, gehörte dieser Schicksalsgemeinschaft an. Sie konnte es nie mehr verkraften, dass sie, wie sie es empfand, daran scheiterte, ihre Eltern vor der Deportation zu schützen. Die Erfahrung, im Holocaust Verwandte und Freunde verloren zu haben verlieh Robert Jungks Familienleben eine besondere Intensität.

*„Nur ganz wenige Menschen zählen noch zu meiner Familie. An sie klammere ich mich mit einer Intensität, die Außenstehenden kaum ganz verständlich ist. Jeden Tag telefonieren meine Frau und ich mit unserem Sohn, mag er auch noch so weit von uns entfernt sein. Vermutlich wird ihm das manchmal zu viel, aber er weiß, wie unentbehrlich dieser Wortkontakt für uns – und wohl auch für ihn – geworden*

<sup>66</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 211.

<sup>67</sup> Meyer, *Jüdische Identität*, S. 135.

<sup>68</sup> Jungk in Koelbl, S. 126.

*ist, seit er das Elternhaus verließ.*<sup>69</sup>

Den Holocaust betrachtete er auch als Motor für sein unermüdliches politisches Engagement, das allerdings weit über die jüdische *Community* hinausging. In einem Interview mit Hilde Kölbl beschrieb er sein Überleben als Verpflichtung und Auftrag, für Menschen zu sprechen, die von neuen Katastrophen bedroht sind oder einer unterdrückten Minderheit angehören.<sup>70</sup> Damit erweiterte sich sein Wir-Gefühl von der Gemeinschaft der Holocaustopfer auf alle bisherigen und zukünftigen Opfer von Katastrophen.

*„Und so sehe ich mich dann nicht nur als einen, der versucht zu sagen, was die Ermordeten des eigenen Volkes wohl sagen würden, wenn sie sprechen könnten, sondern fühle mich auch all denen nahe, deren Angehörige Opfer menschlicher Grausamkeit wurden. Deshalb wohl habe ich mich den Überlebenden von Hiroshima so verwandt gefühlt, deshalb sind die Opfer des Genozids in Vietnam, in Kambodscha, Indonesien mir schmerzlicher präsent als vielen anderen Zeitgenossen.“<sup>71</sup>*

Robert Jungk wollte zwar so laut wie möglich warnen, aber keineswegs als Schwarzmaler auftreten. In seinem Optimismus glaubte er an die „Veränderungen zum Guten“, die zwar unendlich schwierig, aber möglich seien.<sup>72</sup> Sein Judentum definierte er somit nicht nur als „lauten Hilfeschrei“, sondern zugleich als Hoffnungsruf, „denn sogar Hiob konnte nicht ganz verzweifeln.“<sup>73</sup> Peter Stephan Jungk sieht in diesem Optimismus seines Vaters, in dessen Überzeugung, dass das Negative zu überwinden sei, ein messianisches Denken. Auch wenn er im landläufigen Sinn nie religiös war, zeigte er sich, so der Sohn, „doch erstaunlicherweise gottgläubig und auch die Idee (...), dass irgendwann der Messias kommen wird, war ihm sicher nicht ganz fremd. (...) Ich glaube sogar, dass er mal irgendwann gesagt hat, dass es das messianische Denken sei, was die Zukunft als Rettung am fernen

<sup>69</sup> Jungk, Trotzdem, S. 234.

<sup>70</sup> Jungk in Koelbl, S. 126.

<sup>71</sup> Jungk in Schultz, S. 238.

<sup>72</sup> Robert Jungk, Deutschland von außen. Beobachtungen eines illegalen Zeitzeugen, S. 11.

<sup>73</sup> Jungk in Schultz, S. 238.

Horizont betrachtet.“<sup>74</sup> Robert Jungk selbst beschrieb seinen Messianismus, den er, wie bereits gezeigt wurde, in seiner Jugend von Buber übernommen hatte, wie folgt.

*„Der Messias regiert nicht im Jenseits, um dort eine bessere Welt zu schaffen, sondern kommt in diese unsere bedrängte Welt, um hier bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Dieser messianische Glaube ist, so könnte man sagen, das Zentrum meines ganzen Lebens: Mein Engagement ruht sicher in der jüdischen Tradition.“*<sup>75</sup>

Mit dem Holocaust nahm Robert Jungk auch die Identität des heimatlosen Juden an. Er, der bis 1933 intensiv an die deutsch-jüdische Symbiose und den Dialog der beiden Völker geglaubt hatte, definierte sich fortan als Heimatloser. Aus Verletzung und Stolz verzichtete er sogar auf eine „Wiedergutmachungszahlung“, die ihm von der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er-Jahren zugestandene wäre.<sup>76</sup> In den unmittelbaren Nachkriegsjahren konnte er sich auch nicht vorstellen, in Deutschland zu leben. Ein erster Besuch im kriegszerstörten Berlin erwies sich als äußerst abschreckend. Von den einst 170.000 Berliner Juden und Jüdinnen lebten nur noch etwa 8.000 in der Stadt, seine Freunde waren entweder emigriert, ermordet worden oder auf den Schlachtfeldern umgekommen. Von den „rassisch“ Verfolgten kehrten insgesamt nur vier bis fünf Prozent der über eine halbe Millionen Vertriebenen nach Deutschland zurück, die Gesamtzahl der Remigranten – also politisch Verfolgte mit eingeschlossen – betrug 30.000.<sup>77</sup>

Auf gar keinen Fall wollte Robert Jungk in der Schweiz leben, hatte er sich von diesem Land doch so gedemütigt gefühlt. Auch seine Mutter war bereits mit einigen Freunden aus der „ungastlichen Schweiz“ in das Pariser Grand Hotel umgezogen.

<sup>74</sup> Peter Stephan Jungk, in: Der Wissensvermittler. Vgl. dazu auch Fernsehvorstellung: Lichtblicke sammeln., in: Die Zeit online, 10.02.1989.

<sup>75</sup> Jungk in Koelbl, S. 124.

<sup>76</sup> Jungk, Trotzdem, S. 524.

<sup>77</sup> Zur Remigration vgl. Marita Kraus, Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945, München 2001.

gen.<sup>78</sup> Er entschied sich vorläufig für die USA, arbeitete von 1947 bis 1948 als Korrespondent europäischer Zeitungen bei der UNO in New York und in Washington und übersiedelte 1949 nach Los Angeles. 1957 kehrte er mit seiner Familie nach Europa zurück. Es war ihm wichtig zu betonen, dass er diese Entscheidung nicht aus Heimweh oder wegen eines Landes, sondern der deutschen Sprache wegen, die ihm als Heimatlosen Heimat geblieben war, getroffen hatte.<sup>79</sup> Der 1948 gegründete Staat Israel war für ihn nie eine Alternative gewesen.

## Israel: „Vor allem finde ich die israelische Politik im Nahen Osten unerträglich“<sup>80</sup>

Neben dem Holocaust kam für die Identität vieler Juden und Jüdinnen Israel eine zentrale Bedeutung zu. Nach der Ermordung des europäischen Judentums wurde der jüdische Staat als neues religiöses und kulturelles Zentrum begrüßt. Auch wenn die meisten selbst nie die Absicht hatten dorthin auszuwandern, vermittelte ihnen Israel das Gefühl, im Falle einer neuerlichen Verfolgung dort Aufnahme zu finden. Für nicht-religiöse Juden bildete die Solidarität mit Israel, ausgedrückt durch Spenden und Israelreisen, eine Alternative zur Synagoge. Die Beziehung zwischen Israel und der Diaspora gestaltete sich aber nie einfach. Viele Juden und Jüdinnen verwehrten sich, dass israelische Politiker mitunter das Recht beanspruchten, auch für die Diaspora zu sprechen. Trotz aller emotionalen Nähe wollten sie keineswegs für die israelische Politik verantwortlich gemacht werden. Auch Robert Jungks Verhältnis zum jüdischen Staat war alles andere als einfach. Wie viele linke Juden und Jüdinnen, die für sich das Leben in der Diaspora bevorzugten, zeigte er sich von den Aufbauleistungen und der Fruchtbarmachung der Wüstenlandschaft und Sümpfe beeindruckt.<sup>81</sup> Seine größte Bewunderung gehörte den sozialistischen Kibbuzim, die er als die „erfolgreichste Form des Zusammenlebens“ betrachtete. Die militärische Ausrichtung Israels und dessen Besatzungspolitik waren mit seiner radikal pazifistischen Haltung und dem Festhalten an einer

<sup>78</sup> Jungk, Trotzdem, S. 218-222.

<sup>79</sup> Jungk in Koelbl, S. 124.

<sup>80</sup> Jungk in Koelbl, S. 124.

<sup>81</sup> Jungk in Koelbl, S. 126.

Diaspora-Identität allerdings nicht vereinbar.<sup>82</sup>

In seiner Autobiographie ließ Robert Jungk die Gründung des Staates Israel unerwähnt. Als Journalist plädierte er allerdings noch vor der Staatsgründung dafür, dass Palästina den Tausenden heimatlos gewordenen Holocaustüberlebenden zur Heimstätte werden müsse. Nur wenige Journalisten ergriffen damals so emotional wie er Partei für jüdische Überlebende (= Displaced Persons), die allein dadurch, dass sie am Leben geblieben waren und somit ein schlechtes Gewissen erzeugen konnten, Antisemitismus auslösten. Mit Hilfe der jüdischen Organisation *Bricha* (= Hoffnung) gelangten Hunderttausende oft illegal aus Osteuropa über Deutschland und Österreich nach Italien. Die meisten sahen für sich in Europa keine Zukunft und wollten den Kontinent so schnell wie möglich in Richtung USA oder Palästina verlassen. Viele flohen aus Angst vor erneuten Pogromen in Polen, die vereinzelt auch stattgefunden hatten.<sup>83</sup> In italienischen Häfen warteten sie auf die Einschiffung auf zumeist illegale Schiffe, die sie ins „Gelobte Land“ bringen sollten. Nicht alle dieser Schiffe erreichten ihr Ziel, sie wurden von den Briten, die bis 1947 das Völkerbundmandat über Palästina ausübten und von einer massiven jüdischen Masseneinwanderung eine Eskalation der mittlerweile höchst strapazierten Beziehung zwischen Juden und Arabern befürchteten, am Landen gehindert. Nachdem sie den Holocaust überlebt hatten, endeten viele jüdische Flüchtlinge erneut hinter Stacheldraht, dieses Mal auf Zypern und Mauritius, bewacht von britischen Soldaten.<sup>84</sup>

<sup>82</sup> Jungk, *Trotzdem*, S. 453 und S. 456. In einem Interview mit Hilde Koelbl meinte er: „Da herrscht wirkliche Selbstverwaltung. Jeder ist gleichberechtigt, es gibt keine Armen, jeder macht mit, freiwillig. Das ist wirklich vorbildlich, ganz im Gegensatz zum Rest israelischer Politik“. Vgl. Jungk in Koelbl, S. 126.

<sup>83</sup> Zu den Pogromen in Polen vgl. Jan T. Gros, *Fear: Anti-Semitism in Poland After Auschwitz*, Random House 2006.

<sup>84</sup> Auch wissenschaftlich wurde das Problem der jüdischen DP's erst in den 1980er-Jahren aufgearbeitet. Vgl. Thomas Albrich (Hg.), *Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945* (Österreich-Israel-Studien 1), Innsbruck-Wien 1998; Sabine Aschauer-Smolik/Mario Steidl (Hg.), *Tamid Kadima - Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945 – 1948*, Innsbruck, Wien, Bozen 2010.



Am 3. Mai 1946 nahm sich Robert Jungk in der Züricher *Weltwoche*<sup>85</sup> mit viel Empathie der Tragik von 1018 Überlebenden an, die am Hafen von La Spezia auf die Überfahrt nach Palästina warteten. Nachdem die Briten das Auslaufen ihres Schiffes verhindert hatten, begaben sie sich in einen Hungerstreik. Erfreut über den Erfolg des Streiks verlieh er in der *Weltwoche* einem Streikenden eine dramatische Stimme.

*„Unser Volk hat in diesem Krieg sechs Millionen Menschen in Europa verloren. Das Opfer war groß, zu groß. Jetzt wollen wir „nach Hause“, nach Jerusalem. In diesem Augenblick warten über zwanzigtausend Juden an den Ufern des Mittelmeeres auf eine Überfahrtsgelegenheit nach Palästina. Die englische Regierung gibt ihnen keine legale Einwanderungserlaubnis, weil sie die arabischen Interessen schonen muss.“*<sup>86</sup>

Auch mit seinem Bericht über den Zionistenkongress in Basel,<sup>87</sup> am 13. Dezember 1946 ebenfalls in der *Weltwoche* abgedruckt, wollte Robert Jungk seine Leserschaft für das Schicksal der überlebenden Juden und Jüdinnen, den „schiffbrüchigen der großen Katastrophe“, wie er sie bezeichnete, sensibilisieren. Gleichzeitig warnte er davor, dass Holocaustüberlebende in elenden Barackenquartieren zum Nichtstun verurteilt, zu keinen besseren Menschen werden würden. Damit sprach er offensichtlich das Problem des Schwarzmarktes an, der um die jüdischen DP-Lager florierte und den jüdischen Flüchtlingen in Europa besonders angelastet wurde.<sup>88</sup> Mit dieser Warnung vor einer Deformierung des Charakters der jüdischen Flüchtlinge wollte er in erster Linie jedoch ihrer „Heimkehr“ nach Palästina Nachdruck verleihen.

<sup>85</sup> Robert Jungk, Der Auszug aus Europa. Tausende Juden warten am Ufer des Mittelmeeres auf ihre „letzte Chance“, in: Die *Weltwoche*, 3.5.1945.

<sup>86</sup> Jungk, Deutschland von außen, S. 272 sowie Jungk, Trotzdem, S. 222.

<sup>87</sup> Robert Jungk, Eine Handvoll Überlebende. Begegnungen auf dem Basler Zionistenkongress, in: *Weltwoche*, 13.12.1946.

<sup>88</sup> Vgl. exemplarisch Thomas Albrich, Fremd und jüdisch: Die osteuropäischen Überlebenden des Holocaust – erste Projektionsziele des Nachkriegsantisemitismus, in: Heinz P. Wassermann (Hrsg.), Antisemitismus in Österreich nach 1945. Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven, Innsbruck-Wien-München-Bozen 2002, S. 66-95.

*„Sie werden genau die Art von unangenehmen Juden, die der Antisemitismus braucht, um seine Lebensberechtigung zu beweisen. Die Juden sind das Volk des Gesetzes, das Volk der strengen Sittenordnung. Die Illegalität bekommt ihnen nicht. Sie nehmen Schaden an Körper und Seele. „Weshalb lässt man uns nicht landen“, fragen sie. „Weshalb dürfen wir nicht heimkehren?“ Die Antwort liegt nicht bei ihnen.“<sup>89</sup>*

Aus Robert Jungks Beiträgen über das jüdische Flüchtlingsproblem geht allerdings nicht hervor, wie er sich deren Integration in den Yishuw (= jüdische Bevölkerung vor der Staatsgründung Israels) vorgestellt hat und ob er zu diesem Zeitpunkt für die Errichtung eines jüdischen Staates eingetreten ist. Israel besuchte er – mit sehr „ambivalenten Gefühlen“ – zum ersten Mal auf Einladung eines Freundes aus der jüdischen Jugendbewegung Mitte der 1970er-Jahre. – „Ich habe diese Reise immer wieder geplant, aus Furcht, vielleicht enttäuscht zu werden, jedoch immer wieder verschoben“.<sup>90</sup> Robert Jungk zeigte sich stark davon beeindruckt, dass seine einstigen Kameraden ihren Jugendtraum, eine egalitäre Gesellschaft ohne Privatbesitz in der die Bedürfnisse eines jeden erfüllt werden, realisiert hatten. Offensichtlich erleichtert war er darüber, dass sie sich weiterhin zu den Grundsätzen Martin Bubers, ihrem einstigen gemeinsamen Idol, bekannten und für einen „binationalen Staat“ eintraten. Damit meinte er allerdings nicht die Auflösung Israels und die Errichtung eines gemeinsamen Staates von Israeli und Arabern, sondern die gesetzliche Gleichberechtigung zwischen Juden und Arabern im bereits bestehenden Staat. Es war ihm offensichtlich auch wichtig zu erwähnen, dass seine Freunde sich weiterhin zum Pazifismus bekannten und nur durch die „Umstände“ zum Krieg gezwungen werden würden.<sup>91</sup> Doch trotz aller Faszination für diese Lebensform ließ sich sein Konzept einer jüdischen Identität mit dem Leben im Kibbutz in einem realisierten jüdischen Nationalstaat nicht vereinbaren. Nach seiner Israelreise hielt er fest:

<sup>89</sup> Jungk, Deutschland von außen, S. 292; Jungk, Trotzdem, S. 222-224.

<sup>90</sup> Jungk in Schultz, 232.

<sup>91</sup> Jungk, Trotzdem, S. 453-455.

*„Mein Judentum – das war mir vor diesem Angebot der Erfüllung erst wirklich klar – ist kaum mehr veränderbar bestimmt durch das Schicksal jüdischer Heimatlosigkeit, das zwar Heimat anstrebt, aber doch schon zu einer Gewohnheit geworden ist, in der man sich eingerichtet hat, zu einem Stimulus, auf das man nicht mehr verzichten kann.“<sup>92</sup>*

An einer anderen Stelle drückte er sich weniger vorsichtig aus und bezeichnete das Konzept eines jüdischen Nationalstaates als rückschrittlich und überholt. Wie beispielsweise auch Günther Anders<sup>93</sup> oder Isaac Deutscher<sup>94</sup>, war er auch nach dem Holocaust der Meinung, dass Juden keine „geographisch fixierte Heimat“ benötigen würden und durch die Diaspora bereits über den Nationalstaat hinausgewachsen seien. Im Unterschied zu vielen Freunden im *Kameraden* ist Robert Jungk nach dem Scheitern der deutsch-jüdischen Symbiose auch nicht vom „deutschen Juden“ zum Zionisten geworden, sondern zum „Planetarier“ und „Weltbürger“. – „Ich bin auf der Erde zu Hause. Die ganze Erde ist für mich Heimat und kein bestimmtes Land“, drückte er es in seinen eigenen Worten aus.<sup>95</sup> Den jüdischen Weltbürgern schreibt er eine friedensstiftende Mission zu, ähnlich jener, die er im Sinne von Martin Buber vor 1933 dem deutschen Judentum als Vermittler zwischen der deutschen und jüdischen Kulturen zugedachte gehabt hatte.

*„Ich berufe mich darauf, dass das jüdische Schicksal uns gezwungen hat, Internationalisten oder – wie die sowjetische Propaganda es ausdrückte – „Kosmopoliten“ zu werden. Wir sind als erstes Volk, ohne unsere Identität ganz aufzugeben, gezwungen worden, in vielen Ländern zu leben, viele Sprachen zu sprechen, viele verschiedene Völker und Rassen genauer kennenzulernen, viel mehr Einfühlungs-gabe als andere zu entwickeln. Damit sind wir zu Pionieren einer brüderlichen*

<sup>92</sup> Jungk in Schultz, S. 232.

<sup>93</sup> Günther Anders erklärte den Nationalismus und somit auch die Gründung Israels als Rückschritt. Seiner Meinung nach könne der überall und nirgendwo beheimatete Jude sehr viel mehr beitragen zur Erfüllung der heute fälligen Aufgaben als ein jüdischer Staat. Vgl. Günther Anders, in: Schultz (Hg.), *Mein Judentum*, S. 6.

<sup>94</sup> Vgl. Isaac Deutscher, *Der nichtjüdische Jude*, Berlin 1977.

<sup>95</sup> Jungk in Koelbl, S. 124.

*solidarischen Welt geworden, in der nicht mehr eng und egoistisch gedacht und noch weniger gehandelt werden kann.*<sup>96</sup>

Mit dem ersten Libanonkrieg von 1982, der weltweit zu einer äußerst negativen Wahrnehmung der israelischen Politik (und gerade innerhalb der deutschen und österreichischen Linken und Friedensbewegung nicht selten zu antisemitischen Vorurteilen) geführt hatte und nicht zuletzt in Israel selbst äußerst umstritten war, distanzieren sich viele Juden und Jüdinnen öffentlich von Israel. Günther Anders, Schriftsteller und führendes Mitglied der Anti-Atombewegung, trat beispielsweise aus Protest gegen das israelische Vorgehen aus der Israelitischen Kultusgemeinde Wien aus. Auch Robert Jungks Israelkritik wurde zunehmend heftiger. Nach wie vor vom Kibbuzleben beeindruckt, lehnte er den „Rest der israelischen Politik“ vehement ab.<sup>97</sup> Offensichtlich auf die Massaker in Sabra und Schatila<sup>98</sup> beziehend, erklärte er, sich für Israels Politik zu schämen.

*„Vor allem finde ich die israelische Politik im Nahen Osten unerträglich. Ich verstehe ja, dass Israel bedrängt ist. Aber dann derart brutal zurückzuschlagen und Flüchtlingslager bombardieren. Ich schäme mich jedesmal.(sic!) Und ich bin nicht der einzige Jude, der sich dafür schämt. Nur schweigen viele aus missverständlicher Solidarität.“*<sup>99</sup>

Peter Stephan Jungk interpretierte die Haltung seines Vaters gegenüber Israel als „vollkommen feindselig“, ein Vorwurf, der, wie er ausführte, auch kontroverse Diskussionen zwischen den beiden ausgelöst hatte.

*„Dass Israel etwa ein Staat war wie jeder andere, noch dazu ein militarisierter,*

<sup>96</sup> Jungk in Schultz, 236.

<sup>97</sup> Jungk in Koelbl, S. 126.

<sup>98</sup> Mit dem blutigen Massaker von Sabra und Schatila erreichte der Libanonkrieg seinen Höhepunkt. Die israelischen Truppen waren zwar nicht unmittelbar daran beteiligt, die Tatsache, dass sie dem Hinmorden tatenlos zugesehen hatten, machte sie aber in den Augen vieler zu Mitschuldigen. Der Libanonkrieg war auch in der israelischen Gesellschaft sehr umstritten. Vgl. Angelika Timm, Israel: Die Geschichte des Staates seit seiner Gründung, Bonn 1998.

<sup>99</sup> Jungk in Koelbl, S. 124.

*dass Israel sich schützen müsse, hatte er nicht einsehen wollen. Er war in dieser Hinsicht sehr naiv. Er glaubte, wenn sie sich friedfertig zeigen würden, dann würde auch alles gut gehen. Er behauptete, die Israelis würden dieselben Fehler wie alle anderen machen, mit ihrer nationalistischen Überzeugung, ihrer Militärmacht und der fast „faschistoiden“ Staatsführung. All das war für ihn unerträglich.“<sup>100</sup>*

Robert Jungk ist aber in seiner Kritik nie so weit gegangen, dass er ein Ende des jüdischen Staates gefordert hätte. Wie viele andere israelkritische Juden und Jüdinnen rechtfertigte er seine Israelkritik damit, dass er Angst vor dessen Untergang habe und dies mit seinen Warnungen verhindern wolle.

*„Ich glaube, das hochgerüstete Israel ist eine Herausforderung, die die arabische Welt auf die Dauer nicht ertragen wird. Aber ich hoffe inständig, dass es nicht so weit kommen wird, sondern dass es Israel gelingen wird, durch die spezifisch jüdische Gabe des Verhandeln, Vermittelns und Verbindens doch noch Frieden im Nahen Osten zu schließen.“<sup>101</sup>*

Robert Jungk thematisierte auch die Problematik jüdische Israelkritik. Tatsächlich begeben sich Juden und Jüdinnen sobald sie öffentlich Israel kritisieren in eine heikle Situation. Einerseits besteht die Gefahr, von Antisemiten als „Vorzeigejuden“ vereinnahmt zu werden, im Sinne von, was Juden und Jüdinnen sagen, muss auch mir möglich sein. Andererseits wird jüdische Israelkritik von jüdischer Seite und von Israel allzu schnell als „jüdischer Selbsthass“ abgetan.<sup>102</sup> Robert Jungk drückte dieses Dilemma mit folgenden Worten aus: „Wendet sich ein Jude gar gegen den jüdischen Staat und seine Übergriffe, wie auch ich es gelegentlich getan habe, dann hat er es besonders schwer.“<sup>103</sup> Wie er betonte, würde er sich im

<sup>100</sup> Peter Stephan Jungk, in: Der Wissensvermittler.

<sup>101</sup> Jungk in Koelbl, S. 126

<sup>102</sup> In jüngster Zeit vgl. dazu exemplarisch Judith Butlers (Philosophin und bekennende Jüdin) Verteidigung gegen den Vorwurf des Antisemitismus und jüdischen Selbsthasses anlässlich der Kritik um die Verleihung des Adorno-Preises am 11. September 2012. Butler wurde vor allem ihre Haltung gegenüber der Hamas und die Unterstützung des Boykotts von Israel vorgeworfen. Judith Butler, „Ich bin tief verletzt“, in: Die Zeit, 30. August 2012, S. 53.

<sup>103</sup> Jungk in Schultz, S. 236.

Unterschied zu vielen anderen Juden von Israel nicht einschüchtern lassen.

Jungks vorliegende Aussagen über Israel basierten wenig auf konkreten politischen Analysen, sondern lassen eher auf eine emotionale Beziehung zum jüdischen Staat schließen. Israel stellte an ihn als Juden Ansprüche, die er nicht einlösen konnte und wollte. Dennoch fühlte er sich für den jüdischen Staat, der seine hohen Erwartungen keineswegs erfüllt hatte, in einer gewissen Weise verantwortlich (z. B. indem er sich dafür schämte). Das Land, in das er, wie seine (teilweise realitätsferne) Faszination über die Aufbauleistungen und die Lebensform der mittlerweile kaum mehr in ihrer ursprünglichen Form existierenden Kibbuzim zeigte, durchaus Hoffnungen gesetzt hatte, ist in seinen Augen zu einem herkömmlichen hochgerüsteten Staat geworden, womit die „jüdische Mission“ von der Erlösung der Menschheit unerfüllt bleiben musste. In seiner Rolle als Warner konstatierte er: „Wenn die Versöhnung nicht gelingt, muss auch dieses Experiment trotz aller Erfolge scheitern.“<sup>104</sup>

## Resümee

Das Wertesystem der bündischen jüdisch-deutschen Jugendbewegung prägte Robert Jungk bis ins hohe Alter. Das dort gelebte Judentum – Versatzstücke aus einem romantisierten Deutschtum, Chassidismus, Messianismus und einem utopischen Sozialismus – hatte jedoch wenig mit einer deutsch-jüdischen Tradition zu tun, sondern kann vielmehr als erfundene Tradition, als eine Antwort auf Assimilation und die Herausforderungen einer zunehmend radikalisierten Gesellschaft bezeichnet werden. Im Unterschied zum schwach ausgeprägten Judentum der Eltern, das für ihn teilweise negativ konnotiert, schwer fassbar und emotional wenig ansprechend war, konnte das vom *Kameraden* propagierte Judentum gelebt werden. Mit sozialistischen Ideen angereichert, bot es zudem Antworten auf brennende Fragen wie Antisemitismus, Arbeitslosigkeit und Radikalisierung. Auch wenn mit der nationalsozialistischen Machtübernahme für Robert Jungk die deutsch-jüdische Symbiose gescheitert war, prägten wesentliche Charakteristika

<sup>104</sup> Jungk, *Trotzdem*, S.455.

dieses jüdischen Bundes weiterhin sein Leben.

Robert Jungk hat Deutschland als politisch Verfolgter verlassen und schrieb im Exil gegen den Nationalsozialismus an. Es war ihm immer wichtig, nicht „nur“ Opfer, sondern auch Akteur zu sein. Der Holocaust wirkte sich dennoch nachhaltig auf seine jüdische Identität aus, indem er zum einen ein starkes Solidaritäts- und Gemeinschaftsgefühl mit allen Opfern entwickelte und gleichzeitig im Holocaust den Antrieb für sein politisches Engagement verortete. Mit dem Holocaust wandelte sich seine deutsch-jüdische Identität zur Identität des Heimatlosen. Auch wenn er von 1970 bis zu seinem Tod im Jahr 1994 in Salzburg gelebt und sogar für das Amt des österreichischen Bundespräsidenten kandidiert hatte, definierte er sich primär als Weltbürger, der sich in seiner Heimatlosigkeit eingerichtet hatte und in der ganzen Welt zu Hause war. Damit hielt er an einer Diasporaidentität fest, die mit einer gewissen Skepsis gegenüber einem jüdischen Nationalstaat verbunden war. Während aus israelischer Sicht die Diaspora als minderwertig zu betrachten ist, sah Robert Jungk darin die Bestätigung für den jüdischen Kampf- und Überlebenswillens und schrieb den Juden und Jüdinnen in der Diaspora auch eine ganz besondere Mission zu. In der Auseinandersetzung mit Israel, dem er sich trotz aller Kritik auf eine gewisse Art emotional verbunden zeigte, verfestigte sich jedenfalls seine Identität als Weltbürger, Kosmopolit und Pazifist.

Und mitten in der Grabrede von Peter Stefan Jungk donnerte ein langer Güterzug vorbei und er musste pausieren. Als es wieder ruhig war — ganz spontan — fand er sehr treffende, ja berührende Worte über die Rolle, die die Eisenbahn im Fliehen und Wiederkehren seines Vaters, der nie im Besitz eines Führerscheins war, gespielt hatte. Es gefiel ihm ungemein, dass er, der in Sachen Zukunftsforschung, Atomkraftbekämpfung, Bundespräsidentenwahlkampf, Sonnenenergieforschung nahezu Woche für Woche mit der Bahn quer durch Europa pendelte, „ausgerechnet hier, unmittelbar neben einer vielbefahrenen Eisenbahnstraße seine letzte „Ruhestätte“ gefunden hatte.<sup>105</sup>

<sup>105</sup> Peter Stephan Jungk, Aigen. Uferstraße 47, in: Helga Embacher, Ernst Füllinger und Josef P. Mautner (Hg.), Salzburg: Blicke, Salzburg 1999, S. 168.